

der intellektuellen Ausbildung und allgemeiner in der Spiritualität, welche den Glauben wirksam zu leben erlaubt, feststellt. Im Gegenteil findet man – wie bei allen – die Sorge, die eigenen Lebensbedingungen zum Nachteil des Interesses am öffentlichen Leben und am Gemeinwohl zu verbessern.

Damit die Institution Kirche in den verschiedenen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens ihre Aufgabe erfüllen kann, muß der Klerus seine eigene Passivität, die Routine der priesterlichen Dienste überwinden. Die Priester müssen ihre Tätigkeit zu einer extrasakramentalen Pastoral ausweiten, nicht um Aktivisten zu werden, sondern um in die Tiefe ebenso ihres eigenen spirituellen Lebens wie auch der Menschen, denen sie bei ihrem Dienst begegnen, hineinzuwirken. Die Präsenz der Priester unter den Arbeitern wird sich sehr wahrscheinlich verändern, sobald die Krise überwunden zu werden beginnt. Dann wird man die Methoden des Apostolats neu durchdenken müssen, um sie den gleichsam normalen Bedingungen anzupassen. Man sollte nicht warten, bis diese neuen Aufgaben auftauchen. Durch passives Abwarten riskiert man die Evangelisierung und Verkündigung einer Spiritualität, die ich »nicht-inkarniert« nennen möchte, und der entweder z.B. das materielle und geistige Elend unserer Gesellschaft gleichgültig ist, oder die – und sei es nur auf sozialem Gebiet – die Botschaft des Evangeliums auf rein irdische Dimensionen reduziert, auf Aufrufe zu einer bloß oberflächlich verstandenen sozialen Gerechtigkeit, auf rein materielle Entwicklungen beschränkt. Sollte dies Wirklichkeit werden, wäre dies ohne jeden Zweifel ein Verrat an der Botschaft des Evangeliums.

Denn ich meine, seinen Glauben wirklich zu leben bedeutet, ebenso zu Bemühungen im Dienste des Glaubens wie zur Förderung der Gerechtigkeit beizutragen, sofern die letztere eine praktische und unverzichtbare Konsequenz eben dieses Glaubens ist.

Der Philosoph Dietrich von Hildebrand

Von Balduin Schwarz

Am 12. Oktober 1989, dem hundertsten Jahrestag seiner Geburt, wurde für Dietrich von Hildebrand in Wien, Habsburgergasse 5, eine Gedenktafel errichtet. Dort hatte der bedeutende Philosoph bis zum verhängnisvollen 11. März 1938 gewohnt, dem Tag, wo er vor den Hitler-Horden fliehen mußte, die Österreich überrannten. Die Inschrift lautet: »Seine Liebe zur Wahrheit führte ihn in die katholische Kirche und in einen kompromißlosen Kampf gegen den Nationalsozialismus«. Hildebrand hat in dem geistigen Erwachen des Katholizismus in der Zwischenkriegszeit eine führende Rolle gespielt; in der Zeit nach dem Konzil hat er in Amerika und von Amerika aus in Europa seine Stimme erhoben in den Auseinandersetzungen um den Geist des Konzils. Schon in den frühen zwanziger Jahren ist er publizistisch mit Gefährdung seines Lebens der »Pest«

des Nationalsozialismus (so nannte er ihn) entgegengetreten mit beispielloser Festigkeit und kompromißloser Klarheit.

Hier soll von Hildebrand, dem Philosophen, die Rede sein. Zunächst einige biographische Hinweise. In Florenz geboren als Sohn des großen Bildhauers Adolf von Hildebrand, dem München den Wittelsbacher Brunnen verdankt, hatte er eine glückliche Jugend, die er meist in Florenz verbrachte. Die Schönheit der Toskana war ein Urerlebnis für ihn und ebenso der Umgang mit den einfachen Menschen, den Bauern des Landgutes, in dessen Nähe er aufwuchs. Er hatte etwas von italienischer Lebhaftigkeit an sich Zeit seines Lebens. Er, der wohl einer der gebildetsten Menschen seiner Zeit war, hatte keine Spur von Bildungsdünkel.

Er war in einem sehr tiefen Sinn ein »glücklicher Mensch«. Die Schicksalsschläge, die ihn trafen, haben ihn nicht im mindesten verbittert. Der Verlust des geliebten väterlichen Hauses, akademische Zurücksetzung, dreimalige Flucht, Anfeindungen und sonst viel Schweres und Schmerzliches, das ihn traf, haben das Leuchten dieses vom Unglück verfolgten »glücklichen« Menschen nicht ausgelöscht.

Er war ein Mensch von ungewöhnlicher Ausstrahlung. Völlig unkonventionell, unprofessoral; von großer Güte, Herzlichkeit, Unmittelbarkeit der Zuwendung; heiter und von ungewöhnlicher Vitalität; begeisterungsfähig für alles Wahre, Schöne, Gute; sehr musikalisch und für alles Künstlerische aufnahmefähig und -bereit. Lebhaft in Rede und Gestik, unermülich in seiner geistigen Zuwendung zu den Fragen und Problemen, denen sein wacher Geist begegnete, war er alles andere als ein Stubengelehrter.

Hildebrand war ein Mensch des starken Erlebens. Er war auch im Rezipieren, im Beeindrucktwerden von einer ungewöhnlichen Intensität – ein lebhaft Erlebender. Wie seine Rede, seine Gestik, seine Zuwendung zu den Menschen lebhaft war, so auch sein Empfangen von Eindrücken.

Er, der Sprachgewandte, stand mit einem weiten Kreis der führenden Männer und Frauen seiner Zeit in Verbindung. Er war ein Europäer in seinen Gesinnungen, seinen Beziehungen, seinen Freundschaften. Er zog viele bedeutende Menschen an, und ungezählten half er, der glühende Konvertit, auf dem Weg zum katholischen Glauben. Er war der »Entdecker« von Edith Stein und Gertrud von le Fort, indem er ihnen ein Forum verschaffte. Der von ihm gegründete und inspirierte *Theatiner-Verlag*, der im katholischen Verlagswesen neue Maßstäbe setzte, brachte in der Zwischenkriegszeit die ersten Veröffentlichungen dieser großen katholischen Frauen heraus.

Früh erwachte sein philosophisches Interesse. Mit 15 Jahren las er platonische Dialoge. Im hochkultivierten Elternhause herrschte eine liberale Atmosphäre; der Vater neigte einem Agnostizismus zu, die Mutter war mehr kantisch-ethisch gesinnt. Die lebhaften, geistig angeregten älteren Schwestern huldigten dem Relativismus. So gab es viel Diskussion, denn der Sohn, der jüngste der Geschwister, entwickelte schon früh eine ausgesprochene Opposition. Schon früh zog ihn die Person Jesu an, und dem Relativismus setzte er einen ausgesprochenen »Wahrheitsdurst« entgegen. Dies augustinische Wort hat er Zeit seines Lebens geliebt.

1907 immatrikulierte er sich in München, wo er 1908 Max Scheler traf; mit ihm, dem 15 Jahre Älteren, verband ihn für viele Jahre eine innige und sehr fruchtbare Freundschaft. Sie endete, als sich die philosophischen und weltanschaulichen Wege der beiden Denker radikal trennten.

1909 ging Hildebrand nach Göttingen und promovierte 1912 bei Husserl mit einer

Dissertation, die bereits die Hauptrichtung seines philosophischen Interesses anzeigte. Ihr Thema lautete: *Die Idee der sittlichen Handlung*. In Göttingen wurde der Assistent Husserls, Adolf Reinach, sein eigentlicher Lehrer. Denn Husserls philosophische Wende konnte er nicht mitvollziehen. Davon wird noch zu sprechen sein.

1912 heiratete Hildebrand in Wien Margarete Denk. 1914 trat er nach langer sorgfältiger Vorbereitung zur Katholischen Kirche über.

1919 habilitierte er sich in München mit der Schrift *Sittlichkeit und ethische Werterkenntnis* – ein Thema, das ihn in seinen vielfachen Aspekten immer wieder beschäftigen sollte.

Von 1919 bis 1933 war Hildebrand zunächst Dozent, dann a.o. Professor in München. Trotz seines großen Lehrerfolges wurde er nie »Ordentlicher Professor«. Seine Freundschaft mit dem Anti-Militaristen Friedrich Wilhelm Förster, seine Nähe zur »sozialen Bewegung« von Marc Sagnier in Frankreich und seine kämpferische Haltung gegen den Nationalsozialismus paßten nicht in das Universitäts-Klima der damaligen Zeit.

1933 mußte Hildebrand aus München fliehen, wurde 1934 a.o. Professor in Wien, wo er unermüdlich und unerschrocken publizistisch gegen den Nationalsozialismus tätig war. Eine Stunde nachdem er sich über die ungarische Grenze hatte in Sicherheit bringen können, drangen die Hitler-Horden am Abend des 11. März 1938 in sein Haus ein.

Nur ein Jahr konnte er am *Institut Catholique de Toulouse* – als Laie – Moraltheologie lehren, bis der Einfall Hitlers in Frankreich ihn neuerlich zur Flucht zwang. In größter Gefährdung und auf abenteuerlichen Wegen kam er über Lissabon und Rio im Dezember 1940 nach New York. Erst an der Endstation seiner Emigration wurde er an der katholischen *Fordham University* »full professor«. Bis zu seiner Emeritierung (1960) lehrte er dort mit großem Erfolg. Bei den amerikanischen Studenten fand er mit seiner unprofessoralen Unmittelbarkeit und seiner denkerischen Direktheit weiten Anklang. Das Angebot einer Professur in München (1948) lehnte Hildebrand ab. Es ist erstaunlich, daß er, der Erz-Europäer, 36 Jahre – mehr als die Hälfte seines erwachsenen Lebens – in Amerika gelebt hat. Europa liebte er und hat es oft besucht und dort zahlreiche Vorträge gehalten, aber die geistige Nachkriegswelt war ihm fremd. In Amerika hingegen waren die menschlichen Beziehungen inzwischen so eng geworden, daß er sie nicht durchtrennen wollte.

Nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete er in New York zum zweitenmal: Alice Jourdan, seine Mitarbeiterin.

Kurz nach Gründung der Salzburger Universität hielt er ein viel beachtetes Gast-Seminar im Institut für Philosophie, dessen Vorstand ich war. Im August 1974 hielt er eine programmatische Rede auf dem 6. Internationalen Kongreß für Kirchenmusik in Salzburg. Es war seine letzte. Am 26. Januar 1977 starb er in New Rochelle bei New York. Bis zum Ende im Vollbesitz seiner geistigen Gaben, hat er ein ungemein reiches Erbe unveröffentlichter philosophischer Arbeiten hinterlassen, deren Herausgabe zu wünschen ist.

Diétrich von Hildebrand hat seinen Namen in die Geistesgeschichte des deutschen Katholizismus und in die geistes-politische Geschichte seiner Zeit eingeschrieben, aber seine eigentliche Bedeutung liegt im philosophischen Bereich. Unter den vier Philosophen, deren hundertster Geburtstag in das Jahr 1989 fiel, steht Hildebrand im öffentlichen Bewußtsein, das sich in Symposien und Diskussionsgesprächen manifestiert,

weit hinter Heidegger und Wittgenstein; und auch Gabriel Marcel, der Freund und Weggenosse Hildebrands, erfreut sich eines höheren Bekanntheitsgrades. Das Urteil der Geschichte wird anders lauten. Sie wird vielleicht die Freunde, so verschiedenartig sie in ihrer Persönlichkeit und im Duktus ihres Denkens und Schreibens waren, nahe aneinander rücken und den beiden einen Platz einräumen, der die Rangordnung verändert.

Hildebrand hat drei Denker genannt, die philosophisch für ihn bedeutsam geworden sind: Edmund Husserl, Max Scheler und Adolf Reinach. Nur den letzteren, der so tragisch früh im ersten Weltkrieg gefallen ist, hat er als seinen Lehrer anerkannt; bei ihm habe er die Methode der objektiven Phänomenologie gelernt. Husserl war für ihn wichtig durch seinen Weckruf: »Zurück zu den Sachen!«, und durch seine Widerlegung des Psychologismus in der ersten Auflage der *Logischen Untersuchungen*. Die Entwicklung Husserls seit der zweiten Auflage und vor allem seit den *Ideen* in Richtung eines neuen erkenntnistheoretischen Idealismus hat Hildebrand aufs entschiedendste abgelehnt.

Hildebrand war Philosoph mit einer immer wachen Leidenschaft des sachlichen Denkens. Er war vom Idealismus – im Sinne Kants, Hegels und des späteren Husserl – entfernt wie ein Pol vom anderen. Er ging unmittelbar an das Gegebene heran nicht mit der Einstellung, der Philosoph müsse »dahinterkommen«. Der Philosoph muß die Sache rein zu Wort kommen lassen und sich nicht einmischen in ihre Sprache. Das Wort Goethes: »Richte dich auf die wirkliche Welt und versuche, sie auszusprechen«, beschreibt das aufs genaueste. Die Dinge – und das heißt bei ihm vor allem die menschlichen Dinge – mit frischen Augen zu sehen, wie neugeboren, wie zum erstenmal erblickt, das war sein besonderes *donum*.

Darin ist die Bereitschaft eingeschlossen, das, was unser Erkennen übersteigt, in seinem Geheimnis-Charakter stehen zu lassen – »still zu verehren«, wie Goethe es ausgedrückt hat. Nicht zu »durchschauen«, sondern geistig zu erblicken, mit der Kunst des *distinguo* klar herauszusondern, war für ihn das Werk des Philosophen. Das Hintergründige ist ein Undurchschaubares und Unauslotbares, nicht aber ein vage Verschwimmendes.

Hildebrand war sich eins mit Schelers objektiver Phänomenologie, wie sie in der Anwendung der phänomenologischen Methode auf den Bereich der Ethik sich auswirkt. Er lehnte aber die sprunghafte und unscharfe Denkart Schelers ab und sah sich genötigt, dessen *Materiale Wertethik* einer gründlichen Revision zu unterziehen, ja, eine eigene, dem ethischen Bereich entsprechende adäquate Struktur zu entwickeln.

Schon in der Dissertation *Die Idee der sittlichen Handlung* zeigt sich Hildebrands Schärfe und Genauigkeit des Unterscheidens im Bereich der personalen Wirklichkeit. Die menschliche Person ist für ihn die zentrale Realität, die *causa exemplaris* des Seienden, und er wendet gegen die aristotelisch-thomasische Tradition ein, daß sie als Prototyp der Substanz das nimmt, was viel weniger Einheit besitzt, als die Person, nämlich das materielle »Ding«. Die Person steht für ihn im Mittelpunkt der Philosophie, und zwar niemals in Isolierung, sondern in der metaphysischen Situation, die zu ihrer Existenz gehört.

Wenn er, wie in seinem Buch *Die Metaphysik der Gemeinschaft*, in sorgfältiger Analyse die verschiedenen Typen der »geistigen Berührung«, der »Vereinigung«, der »Gemeinschaft« auseinanderlegt, so ist dabei immer gegenwärtig, daß es sich um das perso-

nale Sein, den individuellen Menschen handelt, der in diese Beziehungen, Verbindungen, Gefüge eintritt, und daß es das Wesen der Person ist, das in allen Formen der sozialen Verbundenheit das eigentlich Tragende darstellt. So geht denn auch den Untersuchungen der vielfältigen sozialen Formen und Gebilde ein Kapitel voraus, das den Titel trägt »Die Person als ›Welt für sich‹ und als Gemeinschaftswesen«. Als höchste Form des In-Sich-Geeinten, als Höhepunkt alles dessen, was den Namen »Substanz« verdient, findet die Person zugleich ihre Wesenserfüllung in ihrem Angelegtsein auf andere menschliche Personen, vor allem aber auf Gott.

»Vorphilosophischer Kontakt« ist ein Ausdruck, der sich oft in Hildebrands Schriften findet. Daß »alle Philosophie mit der Erfahrung *beginnt*« (Kant), gehört zu den wenigen allgemein akzeptierten Grundsätzen der Philosophie. Man kann auch sagen, im Hildebrandschen Verständnis des Philosophierens: sie muß auch bei dem Gegebenen *bleiben*. Im Verlauf des Vorgangs des Philosophierens ist eine solche erneuerte Orientierung an den »Sachen« immer wieder vonnöten. Hildebrand begnügt sich nicht mit einer so allgemeinen Formulierung, wie sie in Husserls »Zurück zu den Sachen« verlangt wird. Er dringt auf eine sehr viel genauere, sorgfältigere Analyse der »Sachen«, also der *vor* der Erkenntnisbemühung gegebenen, von ihr unberührt gelassenen »Gegebenheiten«, den *data*, von denen die philosophische Erkenntnisbemühung auszugehen hat und auf die sie sich richtet.

Reinach, der auch des öfteren zitiert wird, der »Urphänomenologe«, wie Hildebrand ihn öfters genannt hat, erweist sich als der »Lehrer« – nicht so sehr inhaltlich, als vielmehr methodisch. In der Dissertation wird die »Sachlichkeit« der Hildebrandschen Art des Philosophierens deutlich.

Hildebrand war entschiedener »Realist«. Die *res* – die dem Intellekt vorgegebene Gegenständlichkeit, die es zu fassen gilt – sind die Wesenheiten und die in ihnen gründenden Wesens-Sachverhalte. Sie allein sind Gegenstand »apriorischer Erkenntnis«. Hildebrand hat den von Kant eingeführten Ausdruck »a priori« für »notwendig und allgemein« beibehalten, ihm aber jeglichen idealistischen Sinn abgesprochen. In gleichem Sinne verwendet Hildebrand den Terminus »Einsicht«. Er bezieht sich auf die »absolut gewissen wesensnotwendigen Sachverhalte«. Sie sind unterschieden von dem rein Faktischen, das in einer Realkonstatierung zur Kenntnis genommen wird. »Wesen« – das ist das anschaulich – eidetisch – Gegebene. »Eine Wesenheit ist mir gegeben. Die notwendigen Sachverhalte gründen in ihr, und ich verstehe im Gegebensein dieser Wesenheit die notwendigen Sachverhalte« (I, S. 74).¹

Es ist Aufgabe der Philosophie, solche Erkenntnis zu erlangen. Die »Wesenheiten« wie »Zeit«, »Person«, »Sprache«, »Geschichte«, »Gut und Böse«, »Wert«, »Wahrheit«, »Urteil«, »Wissen«, »Liebe«, »Geduld« und so fort in unabsehbarer Reihe sind der Ausgangspunkt der philosophischen Reflexion. Ihr Gegebensein – es geht um ganze Wesens-Familien – ist nicht an reale Verwirklichung geknüpft. In ihnen gründen die evidenten Wesens-Sachverhalte in ihrer unerschöpflichen Fülle; sie sind von einer vielfach abgestuften Tiefendimension.

Hildebrand, der nicht von Thomas her kam und in ihm nur *einen* der großen Philosophen sah, dem er oft kritisch gegenübertrat, liebte das Wort aus den *Quaestiones*

¹ Die im Text angeführten Band- und Seitenzahlen beziehen sich auf Dietrich von Hildebrand, Gesammelte Werke, 10 Bde. Regensburg/Stuttgart 1959-1984.

disputatae De Veritate: »Intelligere est intima rei legere.« Das »Gegebene« der Philosophie ist das *intimum*, das Wesen dessen, was es – im weitesten Sinne – »gibt«. Es muß »gelesen« – verstanden, es kann nicht einfach »zur Kenntnis genommen« werden. Hildebrand verwehrt sich gegen den Ausdruck »Wesens-Beschreibung«.

Er verwendet den Terminus »evident« in einem objektiven Sinne. Das Wesenhafte strahlt hinein in den vernehmenden Geist mit seinem ihm eigenen Sosein, d.h. zum Unterschied von einer morphischen Einheit ist dieses Sosein nicht nur als solches erfäßbar, sondern auch als etwas Notwendiges einsichtig. Philosophie ist in diesem Sinne »Soseins-Erfahrung«.²

Die Einsichtigkeit der Wesens-Sachverhalte ist von sehr unterschiedlicher Zugänglichkeit. Oft müssen diese Wesens-Sachverhalte mit sprachlichen darunter auch bildhaften Mitteln und durch abgrenzende Unterscheidungen der Einsicht vorgelegt und zugänglich gemacht werden. Die Wesens-Sachverhalte sind es, die in philosophischen Sätzen zum Ausdruck kommen. Solche Sätze sind eines Beweises weder fähig noch bedürftig.

Das »Wesen« ist keineswegs schlechthin mit dem »Allgemeinen«, dem *universale*, zu identifizieren. Nur dasjenige *universale* ist unmittelbares Objekt der Philosophie, das sich der Einsicht als schlechthin notwendig darbietet und *deshalb* als allgemein.

Mit dem Erfassen von strikt Wesensnotwendigem in der Einsicht hat es wenig grundsätzliche Schwierigkeiten, wenn es bei dem Gegenständlichen um Formales geht – wie etwa bei der Logik und den allgemeinen Formalwissenschaften. Wenn es sich aber bei den in ihrem Wesen zu erfassenden »Phänomenen« – also bei den »sich an sich selbst zeigenden Wesenheiten und Wesenszusammenhängen« – um »Materiales« handelt, liegt die Sache anders. Das ganze weitverzweigte und tiefgründige Reich der Werte z.B. ist nicht als etwas Empirisches oder gar Irrationales zu betrachten. Es gibt objektive Wesensstrukturen, und mit ihnen befaßt sich, was Scheler die »materiale Wert-Ethik« genannt hat. Hildebrand knüpft an Scheler an, aber kommt zu einem viel genaueren philosophischen Wertbegriff.

In der Dissertation ist die erkenntnistheoretische Grundauffassung Hildebrands bereits klar erkennbar. Sie wird reflektiert und argumentativ ausgebreitet in der Schrift *Was ist Philosophie?*, die als Band I der *Gesammelten Werke* herauskam, nachdem sie zuvor in englischer Sprache erschienen war.

Das Sittliche gehört zum Wesen des Menschen. Gewissen, Verantwortung, Schuld, Verdienst, Verpflichtung stehen im Zentrum menschlichen Daseins. Angesichts einer sittlichen Frage »gewahren wir den unvergleichlichen Ernst, der ... mit ihr verbunden ist« (II, S. 7).

Aristoteles kennzeichnet in seinem Werk *Politika* den Menschen nicht nur als Gemeinschaftswesen, sondern fügt hinzu: »Er allein hat die Gabe der Sprache«, und »nur der Mensch hat den Sinn für Gut und Böse, für Recht und Unrecht und anderes solcher Art« (1253 a 15).

Ins Licht der Bewußtheit zu heben, wofür wir »den Sinn haben«, ist Aufgabe der Ethik. Hildebrand betont zu Beginn seiner *Ethik*, daß es hier besonders wichtig ist,

2 Vgl. B. Schwarz, Dietrich von Hildebrands Lehre von der »Soseinserfahrung« in ihren philosophiegeschichtlichen Zusammenhängen, in: B. Schwarz (Hrsg.), *Wahrheit, Wert und Sein*. Festschrift für D. von Hildebrand zum 80. Geburtstag. Regensburg 1969, S. 33ff.

»sich in die qualitative Fülle der sittlichen Gegebenheit (zu) versenken« (II, S. 7) und sich nicht davon ablenken zu lassen.

Im Mittelpunkt der *Ethik* Hildebrands steht das »Urphänomen des Wertes«.³ Hildebrand bezeichnet mit »Wert« das, was sein Bedeutsamsein nicht empfängt durch eine Relation zu einem außer ihm Liegenden, sondern seine Bedeutsamkeit in sich trägt, wie etwa das Leben eines Kindes. »Wir brauchen nur ... zu fingieren, alle Werte seien ... nur subjektive Aspekte oder gar Gefühle ..., denen man als das einzig Objektive das wertfreie Faktum entgegenstellt, um den ganzen *horror vacui* – das Entsetzen vor der totalen Leere – angesichts einer solchen Welt zu erfassen. Der Unterschied von personalem und apersonalem Sein ist nach dem von unendlichem und endlichem Sein der größte metaphysische Unterschied. Aber in einer anderen Hinsicht ist auch der Unterschied zwischen (in sich) wertvoll und neutral von letzter metaphysischer Tiefe« (IX, S. 58).

In der *Ethik* tritt Hildebrand an das Phänomen des Wertes zunächst von der Seite heran, daß der Wert zu dem gehört, was uns zu motivieren vermag, sei es unseren Willen, sei es Freude, Trauer, Empörung – zu »affektiven Antworten«, um den Hildebrandschen *terminus technicus* einzuführen. »Bedeutsamkeit« besitzt das, was uns zu motivieren, zu bewegen vermag, das, was bei Thomas *bonum* genannt wird, und als sein konträres Gegenteil das Indifferente hat. Dem Hildebrandschen Terminus »Wert« entspricht bei Thomas annähernd der Terminus *bonum honestum*.

Das Entscheidende ist nun, daß Hildebrand den Wert von zwei anderen Motivations-Kategorien abgrenzt, nämlich von dem »Subjektiv-Befriedigenden« und dem »Objektiven-Gut-für-mich«. Er unterscheidet also drei Kategorien der Bedeutsamkeit.

Die »Objektivität der Werte« ist die Grundlage der Moral: die Hildebrandsche Ethik ist auf dieser Ur-Einsicht aufgebaut. Der Mensch ist, so weit seine Freiheit reicht, verantwortlich für die Werte, vor allem die menschlichen. Hildebrand hat den inzwischen weithin angenommen Begriff der »Wertantwort« eingeführt. Auf Werte *reagieren* wir nicht – wir *beantworten* sie, so wie wir auf eine Frage nicht blind reagieren, sondern auf ihren Sinn eingehen. Wir müssen ihn zuvor verstehen. Dem Wahrnehmen entspricht ein Wert-nehmen. Wir müssen auf das »Sinn-Wort«, den Logos eines Wertes, etwa der Würde des Menschen sinngemäß, so wie es diesem Werte gebührt, eingehen.

Daß den Werten die ihnen entsprechende Antwort »gebührt«, ist gleichsam die Achse der Ethik Hildebrands. Er hat die »Gebührens-Beziehung« in ihren verschiedenen Aspekten aufs sorgfältigste herausgearbeitet (II, S. 255ff.). Als freie Wesen sind wir imstande, aber auch aufgerufen, dem verwirklichten Wert (dem »Gut«) je nach Situation die gebührende Wertantwort zu geben. Diese kann in einer Tat bestehen, etwa

3 Der heutige Sprachgebrauch bezeichnet mit »Wert« weitgehend das, was einer »schätzt«, wobei unbestimmt bleibt, welcher Kategorie des Bedeutsamen das Etwas, um das es geht, angehört. Im Englischen geht es bei dem Wort »value« wohl immer um eine Rang-Ordnung objektiver Güter, in der es in der Tat weitgehend dem Ermessen des einzelnen anheimgegeben ist, wie er diese Rangordnung gestaltet – weitgehend, aber nicht völlig. Das deutsche Wort »Wert« ist viel eher durch die Möglichkeit, es im kommerziellen Sinne zu gebrauchen, gezeichnet, und diese Möglichkeit stellt für den philosophischen Gebrauch des Wortes »Wert«, um das »In-sich-Bedeutsame« zu bezeichnen, eine entscheidende Belastung dar.

Ferner besteht in dem relativistischen Gebrauch des Terminus »Wert« durch eine gewisse neukantianische subjektivistische Wert-Philosophie eine Vorbelastung für den philosophisch absoluten Gebrauch des Terminus durch die objektive Phänomenologie.

wenn ich einem Menschen, dessen Würde bedroht ist, zu Hilfe eile, oder auch, wenn ich dazu nicht imstande bin, in einer affektiven Stellungnahme – etwa Empörung.

Dabei ist von entscheidender Wichtigkeit der Unterschied von *sittlich bedeutsamen* und von *sittlichen* Werten. Die Würde eines Menschen ist ein *sittlich bedeutsamer* Wert; der selbstlose Einsatz für dieses Gut des anderen macht den sich Einsetzenden zum Träger eines *sittlichen* Wertes; die Mißachtung der Würde zum Träger eines *sittlichen Unwertes*.⁴

Was den »Wert« von den anderen Bedeutsamkeits-Kategorien unterscheidet, ist die Tatsache, daß er nicht durch ein »Für« konstituiert ist, während das »Subjektiv-Befriedigende« und auch das »Objektive-Gut-für-mich« ihre Bedeutsamkeit erst aus der Beziehung zu einer Person – aus einem »Für« erhalten. Nur weil – und wenn – sie mir Lust spendet, ist die Zigarette etwas »Subjektiv-Befriedigendes«. Sie ist ein *Mittel* für meine Befriedigung. Wir sprechen mit vollem Recht von »Genußmitteln«. Hildebrand unterscheidet – und das ist für die Ethik von großer Bedeutung – das legitim und das illegitim »Subjektiv-Befriedigende«. Der Genuß eines guten Weines ist »legitim befriedigend«. Nur Übermaß oder Ähnliches machen das legitim *sittlich* Befriedigende zu etwas Unsittlichem.

Die Kategorie des »Objektiven-Gutes-für-mich« ist durch seine Wert-Nähe gekennzeichnet. Im »Objektiven-Gut-für-mich« schenkt mir der Wert gleichsam seine objektive Kostbarkeit. Freiheit z.B. ist ein Wert, und wo sie als Freiheit eines anderen verwirklicht ist, ist sie ein Gut, das ich zu respektieren, zu schützen, zu verteidigen habe, je nach dem, wie die konkrete Situation es verlangt oder als nicht geforderte »gute Tat« nahelegt. Sie ist ein in sich Wertvolles, dessen Verletzung mich schuldig macht. Meine eigene Freiheit aber ist über den Wertcharakter hinaus, der ihr in sich zukommt, ein »Objektives-Gut-für-mich«. Die Unschuld eines Kindes ist kostbar in sich. Insofern sie aber »Gegenstand« meiner ergriffenen Freude ist, wird sie auch zum »Objektiven-Gut-für-mich«, nicht aber wird sie zu einem »Mittel« für meine Freude. Auch die Symphonie, von erhabener Schönheit in sich selber, wird zum »Objektiven-Gut-für-mich«, wenn ich sie in innerer Bereitschaft vernehme.

Diese kurzen Andeutungen müssen hier genügen. Sie lassen den Reichtum der Hildebrandschen Gedanken kaum ahnen. Auch kann nur darauf hingewiesen werden, wie aus dieser so positiven Wert-Ethik das *sittlich Negative* sich ergibt als Mißachtung, Verletzung, Negierung der Werte, und die Zustimmung zum illegitim Befriedigenden auf Grund von Hochmut und Begierlichkeit Quelle des *sittlich Bösen* ist (II, Kap. IV). Das Thema der verschuldeten Wertblindheit ist von ganz besonderem Interesse; es ist

4 Wenn heute vielfach der Ruf nach einer »neuen Ethik« zu hören ist, so liegt hier eine Verwechslung vor, die auch mit dem herrschenden Wertrelativismus zusammenhängt. Wenn uns Heutigen unsere Verantwortung den zukünftigen Generationen gegenüber bezüglich der Verwaltung der Güter dieser Welt neu aufgeht, so werden uns, angesichts der Umwelt-Katastrophen, die Augen geöffnet für einen *sittlich bedeutsamen* Wert – für den wir und die uns vorausgehenden Generationen weitgehend blind gewesen sind. Das von uns geforderte »Verantwortungsbewußtsein« ist ein *sittlicher* Wert – war es eh und je und wird es immer bleiben. Die *sittlich bedeutsamen* Werte sind auch keineswegs relativ. Eine unverletzte, in ihrer ihr eigenen Schöpfungswürde respektierte Welt war immer ein »Gut«, d.h. hatte ihren hohen Seinswert. Nur wir waren weitgehend blind dafür. Nur das Erfassen dieser Werte ist dem Wandel ausgesetzt und vor allem auch den Unterschieden in der Wertsichtigkeit der individuellen Menschen, aber auch ganzer Kulturen, Menschengruppen und Zeitalter.

vor allem in der genialen Habilitations-Schrift *Sittlichkeit und ethische Werterkenntnis* behandelt.⁵

Hildebrand hat in seinen Schriften eine geradezu bahnbrechende Philosophie der Freiheit entwickelt, die nicht nur die klassischen Probleme und Aspekte dieses Urthemas der Philosophie mit Schärfe und einer beispiellosen tiefen Genauigkeit behandelt, sondern auch bisher weitgehend vernachlässigte Aspekte, wie etwa die Freiheit der Sanktion und Desavouierung spontaner Regungen, die direkte und die indirekte Freiheit und die mitwirkende Freiheit.

Hildebrand hat der Sphäre der Intersubjektivität in seinen Schriften breitesten Raum gegeben. Die *Metaphysik der Gemeinschaft* geht von dem Wechselverhältnis von Individuum und dem anderen aus und stellt in dieser Hinsicht eine Personal-Metaphysik dar, die hinführt zur Untersuchung der klassischen Gemeinschaften. Im Büchlein *Die Ehe*⁶ sind Tiefen-Aspekte entwickelt, die ihren Niederschlag in der Neubewertung der ehelichen Liebe durch das Zweite Vatikanische Konzil gefunden haben. Höhepunkt dieser »Durchforschung« des tiefsten Mysteriums menschlicher Existenz stellt das umfangreiche Alterswerk *Das Wesen der Liebe* (III) dar, dem ein nicht in den *Gesammelten Werken* erschienenenes Bändchen *Über das Herz*⁷ vorausgegangen ist. Hier, aber auch sonst an vielen Stellen seines Schrifttums entwickelt Hildebrand das Thema der »geistig-personalen Affektivität« – von der man gewöhnlich als vom »Gefühlsleben des Menschen« spricht. Hildebrand will aber gerade den Unterschied zu den »Gefühlen« im psychosomatischen Sinne herausarbeiten, und deshalb verwendet er den *terminus technicus* »Affektivität« für diesen Bereich. Man kann hinsichtlich dieser Thematik geradezu von einem »Lieblingsthema« Hildebrands sprechen. Er, der ein so lebhaft bewegter und empfindender Mensch gewesen ist, ein Mensch von ungewöhnlicher Freundschafts- und Liebesfähigkeit, war imstande, das, was ihm im »vorphilosophischen Kontakt« besonders »am Herzen lag«, mit einer überaus subtilen Genauigkeit zu analysieren, so daß das Ergebnis etwas ganz Ungewöhnliches wurde: Schärfe der gedanklichen Unterscheidung bei größter Nähe zu dem, was den Menschen im Innersten bewegt. Hier, wie überhaupt in den Hildebrandschen Schriften, ist vom Leser gefordert, daß er immer vor seinem Geist in Wachheit jenes Leuchtende gegenwärtig hält, wenn auch davon in einer Terminologie die Rede ist, die um der Sache willen, oft nüchtern, wirkt.

Dietrich von Hildebrand war ein Denker, der Christ war und von seinem Christsein in seinem Denken nicht nur nicht absah, sondern es sehr ausdrücklich und bewußt zur Wirksamkeit gebracht hat. Er hat keine »christliche Philosophie« entwickelt. Er stand diesem Begriff sehr skeptisch gegenüber, vor allem seiner neuthomistischen Erscheinungsform.

Das Verhältnis seines Denkens zum Christentum läßt sich in zweifacher Weise kennzeichnen.

⁵ Vallendar/Schönstatt ³1982.

⁶ München ²1958.

⁷ Regensburg 1967, aus dem Amerikanischen von K. Mertens, die überhaupt durch die Betreuung der *Gesammelten Werke* und durch zahllose Übersetzungen sich ein einzigartiges Verdienst um die Veröffentlichung des Hildebrandschen Werkes erworben hat; sie ist Vorsitzende der *Dietrich von Hildebrand-Gesellschaft*, München.

Zunächst hat er die große Metaphysik, die mit dem Christentum mitgegeben ist, als wahr erfaßt in ihren Gehalten und zwar als »natürliche Wahrheit«, die von spezifischen Offenbarungs-Gehalten unabhängig ist, also als einsichtige Wahrheit. Dem gegenüber hat er nie den Versuch unternommen, das eigentliche Glaubensgut in Philosophie umzuwandeln. Die personale Natur des Menschen, die absolute Verbindlichkeit der moralischen Gebote und vor allem dies: daß es Wahrheit gibt und daß der Mensch, bei all seiner Irrtumsgefährdetheit *capax veritatis* ist, das war für ihn nicht *geglaubte*, sondern *einsichtige* Grundlage und Voraussetzung seines Philosophierens. Mit dem Christentum sind diese natürlichen Wahrheiten mitgegeben. Sie sind seit dem Erscheinen des Christentums zugänglich, nicht aber Offenbarungs-Gehalt. Man kann sagen: Hildebrands Denken bewegt sich in dieser Welt der »natürlichen Metaphysik«, die seit der Aufklärung in Zweifel gezogen worden ist. Er bewegt sich in dieser Welt, weil er sie für einsichtig wahr betrachtet, nicht weil sie zugleich die Metaphysik des Christentums ist.

In einem weiteren, eigentlichen Sinne ist Hildebrand ein »christlicher Denker«, indem er Gehalte, die in ihrem Wirklichwerden die Offenbarung voraussetzen, nicht aber in ihrer Qualität vom Glauben abhängen, zum Thema macht. Wir wollen ihn darüber selbst zu Worte kommen lassen. In den *Moralia* schreibt er – auch viele andere Passagen könnten angeführt werden – :

»Die Tugenden der Heiligen, ihre Demut, Reinheit, Gottesliebe, Nächstenliebe, sind *data*, die wir mit unseren natürlichen Geistesfähigkeiten erkennen können. Sie sind kein Objekt des Glaubens wie das Wirken der Gnade oder die Wiedergeburt, die sich in der Taufe vollzieht. Auch Henri Bergson sah die ganz neue und unvergleichlich sublime Qualität der Sittlichkeit, z.B. der heiligen Theresia von Avila, und erklärte, sie sei die höhere Form der Sittlichkeit. Es ist uns aber nicht nur die Qualität dieser Sittlichkeit gegeben, sondern wir können auch einsehen, daß die Tugenden und Handlungen der Heiligen als Objekt die christliche Offenbarung voraussetzen. Die wahre Demut eines Heiligen antwortet auf den Gott, der sich in Christus offenbart, auf das Wesen der menschlichen Person, das uns Christus erschließt, auf den ganzen Kosmos im Lichte Christi.

Die Wahrheit dieser Offenbarung ist kein Objekt der philosophischen Analyse, sie gehört vielmehr in das Gebiet der Religion. Daß jedoch die wahre Demut die Offenbarung als Objekt voraussetzt, auf das sie antwortet, kann philosophisch eingesehen werden. Dasselbe gilt für die ganze christliche Sittlichkeit. Hingegen können wir nicht philosophisch einsehen, daß der Besitz dieser sittlichen Werte, dieser Tugenden, die heiligmachende Gnade voraussetzt.

Da uns die ganz neue Qualität der christlichen Sittlichkeit, die uns in den Heiligen aufleuchtet, unmittelbar gegeben und unserem natürlichen Verständnis zugänglich ist, bleiben wir vollständig im Rahmen der philosophischen Analyse, wenn wir sie in ihrer Einzigartigkeit und in ihrer Verschiedenheit von einer rein natürlichen Sittlichkeit aufzeigen.

Doch besteht auch die Gefahr, die übernatürliche Sittlichkeit als die einzige, absolute, von allem Zeitwandel unabhängige Moral zu betrachten und den unwandelbaren Charakter der natürlichen Sittlichkeit zu übersehen« (IX, S. 63).

Wenn Hildebrand von den Werten spricht, etwa der Gerechtigkeit, der Reinheit, dem Mut, dem Heroismus des Martyriums, aber auch der sublimen Schönheit eines Sonnenuntergangs, der Herrlichkeit einer Beethovenschen Symphonie oder einer Skulptur von

Michelangelo, dann setzt er voraus, daß wir das Große, Wahre, Schöne, Sublime kennen – nicht dieses Besondere und auch nicht, daß wir es »kennen«, im Sinne von »Wissen, daß es so etwas gibt«, sondern, daß wir davon auf die Weise, die dem Wert-Trächtigen entspricht, »affiziert« worden sind, daß wir es im Geiste vor uns haben und daß es uns erschüttert und bewegt, wie es angemessen ist, also daß es uns vor-philosophisch in seiner Wert-Qualität gegenwärtig ist. In einer Welt, in der die Verneiner nur noch den »kritischen Geist« kennen, in einer Welt also, von der man mit Recht gesagt hat, ihr »Wunder« bestehe darin, den Wein in Wasser zu verwandeln, für diese Welt klingen die Register nicht, die hier gezogen werden.

Die Erkenntnisfreude, der Sinn für das philosophische Staunen ist im relativistischen Klima der Ideologien, in denen das Wort »Wahrheit« seinen ihm ureigenen Glanz verloren hat, vielfach geschwunden. Stattdessen wird der Reiz des Sensationellen gesucht und immer neue Befriedigung verlangt, während die geistige Arbeit der eigentlich philosophischen Erkenntnis fast wie mit einem Tabu belegt ist. Das klassische *distinguo* liegt dem Zeitgeist fern, und doch ist es das A und O des Philosophierens seit den Zeiten, da Sokrates seine Fragen stellte und oberflächliche Schein-Evidenzen entlarvte.

Es war Hildebrand gegeben, die erlebte »Welt der Werte« in der lebendigen Rede zu gegenwärtigen. Wir, die ihn hören durften, haben es erlebt. Sein philosophisches Wort wurde zum Weg zu dem hin, wovon er sprach. Aber das Geschriebene hat bei Hildebrand nicht die gleiche Kraft. Er war kein »Schriftsteller« im eigentlichen Sinne – er hat das selbst empfunden und gelegentlich zum Ausdruck gebracht. Deswegen wirken seine Schriften oft spröde, und manche von der Sache her wichtige und in die Tiefe führende Unterscheidung erscheint allzu »schematisch«.

Man darf sich durch diese gewisse sprachliche Monotonie nicht davon abhalten lassen, sich in die Gedankenwelt Hildebrands zu vertiefen und sich den geistigen Reichtum, der hier bereitliegt und der im gegenwärtigen philosophischen Schrifttum kaum seinesgleichen hat, zu eigen zu machen. Hildebrand, den manche für einen Gestrigen halten, ist in Wahrheit ein Künftiger. Jedenfalls ist der Zeit zu wünschen, daß es so sei.